

I am from Braunau

Freiwillige fragen,
Cary D. Lowe antwortet

Geboren wurde Cary D. Lowe 1948 im Linzer Krankenhaus, aufgewachsen ist er in Braunau am Inn. Seine Eltern waren dienstlich dort. Beide waren jüdischer Abstammung und hatten den Holocaust überlebt, die Mutter Valerie stammte aus der Slowakei, Vater Ernest aus Böhmen. Ernest Lowe war Analyst beim Counter Intelligence Corps (CIC), dem Nachrichtendienst der US Army. Nachdem er die Nürnberger Prozesse beobachtet hatte, wurde er nach Braunau geschickt. Auftrag: untergetauchte Kriegsverbrecher identifizieren, Aktivitäten der Sowjets ausforschen, zu deren Besatzungszone der Teil Oberösterreichs gehörte, der weit Braunau nördlich der Donau liegt. Auch Mitarbeiter für den CIC sollte Lowe rekrutieren.

So erzählte es sein Sohn Cary, der sich am Mittwoch den Fragen von Freiwilligen des Österreichischen Auslandsdienstes stellte. Hierbei handelt es sich nicht um einen Geheimdienst, sondern um einen Freiwilligen- und Zivildienst, gegründet 1998 von Andreas Maislinger, Michael Prochazka und Andreas Hörtnagl. Motto: memoria, misericordia, pax. Die Freiwilligen arbeiten für Holocaustgedenkstätten, -museen und -forschungseinrichtungen in sechszwanzig Ländern. Voriges Jahr machten sich 110 junge Menschen für sechs bis zwölf Monate auf den Weg, offiziell verabschiedet vom Bundespräsidenten. Sie hatten nun Gelegenheit, mit Lowe einen amerikanischen Juden zu befragen, der sich als Braunauer vorstellt.

Sieben Jahre lebten die Lowes in der Innstadt, die als Geburtsort Adolf Hitlers im Dauerzustand eines nicht tilgbaren Misskredits lebt. 1955 zog die Familie nach Wiesbaden weiter, in den frühen Sechzigern ging es zurück in die Vereinigten Staaten. Lowe wurde erst Jahre später amerikanischer Staatsbürger. Was er dort aus seinem Leben gemacht hat – erfolgreicher Anwalt, Hochschulprofessor, politischer Aktivist –, beschreibt er in seinen vorigen Jahren erschienenen Memoiren „Becoming American“ (Black Rose Press).

Heute lebt Lowe in San Diego und erinnert sich lebhaft an das zerbombte Wien und an das Braunau seiner Kindheit. Vor dem Geburtshaus Hitlers hätten seinerzeit viele Einheimische die Straßenseite gewechselt, versucht, nicht hinzusehen. Als Kind habe er natürlich nicht begriffen, warum, nur „dass eine sehr schlimme Person“ dort gewohnt habe, wurde erzählt.

Die aktuelle Entscheidung, das Hitler-Geburtshaus in eine Polizeistation zu verwandeln – so verkündet 2019 vom damaligen Innenminister Wolfgang Peschorn –, missfällt Lowe. Er hat auch schon dem Stadtmarketing geschrieben, das sich gemeinsam mit der bayerischen Nachbarstadt Simbach müht, das obendrein durch den Namen beförderte braune Image abzustreifen. Auch wenn Lowe auf Nachfrage einräumt, seine Eltern hätten natürlich Umgang mit dem damaligen Polizeichef gehabt, und sein Kindermädchen habe sogar dessen Sohn gehehlicht.

Wie seine Eltern damit umgegangen seien, es überwiegend mit ehemaligen Nationalsozialisten zu tun zu haben, fragte ihn eine junge Niederösterreicherin. Lowe entgegnete: Es sei bemerkenswert, was Menschen alles vorbringen könnten. Man habe es nicht so genau wissen wollen, ob einer Aufseher in einem Konzentrationslager gewesen sei: „Einen Groll gegen jemanden zu hegen ist, wie Gift zu trinken in der Hoffnung, dein Feind stirbt.“

Die scheinbar entgegenstehe Frage der einstündigen Fragerunde traf ins Zentrum der Problematik. Es gebe doch mit Arnold Schwarzenegger einen sehr prominenten Österreicher, der es in Amerika geschafft habe, befand ein Wiener Freiwilliger. In der Tat wuchs der 1947 geborene Schwarzenegger in der britisch besetzten Steiermark auf, bevor er im Alter von einundzwanzig Jahren in die Vereinigten Staaten auswanderte und eine Karriere als Bodybuilder, Schauspieler und Politiker hinlegte. Die University of Southern California richtete 2012 gar das USC Schwarzenegger Institute for State and Global Policy für internationale Führungskräfte ein.

Ob er Parallelen zu seiner eigenen Biographie sehe? Lowe verneinte. Und fügte aber nach kurzem Zögern an, er habe Schwarzenegger einmal getroffen. Der habe ihn gefragt, wo er herkomme. Auf seine Antwort, er stamme aus Braunau, habe der „Terminator“ mit schwer zu deutender Ausdruckslosigkeit nur gesagt: „Never heard of it.“ HANNES HINTERMEIER



Sittes „Rufert II“ kam 1969 in die Sammlung der Moritzburg und dann 1971 unter ominösen Umständen in Besitz des SED-Funktionärs Horst Sindermann. Foto VG Bild-Kunst, Bonn 2021

Willi Sittes Gemälde „Rufert II“ betreibt Etikettenschwindel. Denn „Rufert I“ gibt es nicht. Nicht mehr. Sittes übermalte es 1964 mit der neuen Fassung. Das war auch Arbeit am Ich, für die es aus der Sicht des Künstlers gute politische Gründe gab. Ästhetische waren es eher weniger.

Aber Sittes hatte erfahren müssen, was es hieß, sich mit der SED anzulegen. „Was für ein hervorragender Künstler könne Genosse Sittes sein, wenn er sich konsequent für den sozialistischen Realismus entscheiden könnte“, war aus der Feder eines hohen Funktionärs im Dezember 1962 in der Parteizeitung Neues Deutschland zu lesen gewesen – als Reaktion auf harsche Kritik, die der Maler im Kreis von Kollegen an den Kunstpraktiken in der DDR geübt hatte, was prompt der Stasi zugetragen worden war. Sittes war sogar so weit gegangen, anzudrohen, künftig nie wieder Bilder an große Ausstellungen zu geben. Im Februar 1963 sollte er aber schon kapitulieren: mit einer Selbstkritik, die zuerst in einer Tageszeitung seines Wohn- und Wirkungsorts Halle erschien und dann vom Neuen Deutschland nachgedruckt wurde. Diese Erklärung bezeichnet den entscheidenden Bruch in seinem Leben: Die Partei belohne den zu Kreuze Gekrochenen prompt mit seiner ersten Einzelausstellung. Aber Sittes Bilder sahen fortan anders aus.

Nicht mehr wie „Rufert I“ aus dem Streitjahr 1962, das eine in eher blassen Farben neuschalich gehaltene Figur mit Hemd, Pullunder und abgewandtem Blick gezeigt hatte, von der man hätte meinen können, dieser Mann bestelle bei seinen Kollegen auf der Baustelle gerade eine Tasse Kaffee. Für „Rufert II“ trug Sittes pastose farbintensive Malschichten auf, machte das Gesicht expressiver, proletarisierte die Figur (weit aufgeknapptes Hemd) und zerknitterte die Tageszeitung in ihrer Hand, damit sie zu den groben Arbeiterhänden passte. Zudem wurden die im Bild collagierten Zeitungsseiten stark übermalte, denn die Collagetechnik galt als bürgerlich-formalistisches Verfahren und war in der DDR veremt. Diese Verwandlung gelang so gut, dass das

Arbeit am Ich

Ein Leben wie gemalt fürs zwanzigste Jahrhundert:
Das Museum Moritzburg in Halle zeigt das Werk des umstrittenen DDR-Künstlers Willi Sittes.

Gemälde 1971 Titelmotiv des Katalogs zur Retrospektive in Halle, die ihm das Museum Moritzburg in Halle zum fünfzigsten Geburtstag ausrichtete.

Heute, fünfzig Jahre danach, richtet das selbe Haus wieder eine Willi-Sittes-Retrospektive aus, zum hundertsten Geburtstag des 2013 gestorbenen Malers. Die Zeiten haben sich gewandelt, die DDR ist untergegangen, aber Sittes war bis zum Tod seinem Sinneswandel von 1963 treu geblieben. Noch im Sommer 1989 hatte er erklärt: „In dem Augenblick, wo die Kunst selbständig wird, sich unabhängig von Staat und Partei macht, hebt sie sich vom Leben, von den Menschen ab. Ich halte das für sehr gefährlich.“ Das sagte er nicht nur als Maler, sondern auch als Mitglied des Zentralkomitees des Politbüros der SED, also der mächtigsten Instanz der DDR. Wenige Monate später sprach er wieder ein Ausstellungsverbot für seine Werke in der DDR aus: diesmal aufgrund seiner Enttäuschung über den politischen Umbruch. Es blieb zwölf Jahre in Kraft, aber interessierte nur wenige: Sittes galt und gilt als Mann von gestern. Was sollte er uns heute noch zu sagen haben? Oder wieder?

Unglaublich viel. Sittes wird in der neuen Retrospektive in all seiner Ambivalenz vorgeführt. Thomas Bauer-Friedrich, Direktor der Moritzburg, und Paul Kaiser, Leiter des Instituts für Kulturstudien in Dresden, haben mit ihrem Team in fünfjähriger Recherchearbeit das hinterfragt, was sie „eine dynamisch laufende Selbsthistorisierung“

nennen, „die, wie so oft bei Willi Sittes, noch das Persönlichste mit dem Politischen verbindet“. Nun können sie Legenden revidieren wie etwa die von Sittes angeblicher Kampfzeit 1944/45 als Partisan in Italien, die ihm in der DDR den Status eines privilegierten „Verfolgten des Naziregimes“ einbrachte. Zugleich aber richten sie nicht moralisch über Sittes, sondern zeigen ihn als typischen Doppelspieler der Nachkriegszeit, der als gebürtiger Tscheche mit seiner Familie die Heimat in Nordböhmen verloren und sich als künstlerischer Autodidakt in der neu gegründeten DDR einzurichten hatte. Von Beginn an setzte er dabei auf die SED, bereits in den ersten Akten über ihn firmiert er als „Parteimaler“. Aber der junge Sittes war noch kein Parteigänger. Nur die Kunst war ihm Antidot gegen die Vergiftungen des Krieges. In der Widmung einer Zeichnung von 1948 schreibt er über ihre Wirkung: „Wie Medizin dem Körper, so ist sie der heilsamste Balsam für krankende und gesunde Seele. – Und hin und wieder Kopf hoch!“

So hielt er es zunächst tatsächlich: nicht immer, aber immer wieder im Widerstand gegen kunstideologische Zumutungen. Der Schwerpunkt der mehr als 250 Werke umfassenden Schau, für deren gelungene Gestaltung der zentrale Westflügel der Moritzburg zwei Monate lang umgebaut wurde, liegt auf dem Schaffen der Fünfziger- und Sechzigerjahre – als sich Sittes künstlerisches Schicksal entschied. Da sieht man seine Inspirationen durch Picasso, Léger,

Cézanne (die gelängten Arme und riesigen Hände seiner Figuren), Käthe Kollwitz, Max Klinger, A. Paul Weber, Max Beckmann, Max Ernst – ein wilder Eklektizist ist der junge Sittes, der solche Bilder aber im Verborgenen hält und Ausstellungen mit gewünscht realistischen Gemälden beschickt. Nach 1989 versuchten seine Verehrer, den Maler mit diesen zuvor meist unbekannt, in der DDR als formalistisch verpönten Werken ästhetisch zu verteidigen, aber erst im Zusammenspiel von angepasster und unangepasster Kunst wird Willi Sittes zum Jahrhundertmalers: In seiner Schaffenszeit gab es für deutsche Künstler keine Unschuld mehr.

Die Ausstellung ist augenöffnend. Plötzlich sieht man die Ähnlichkeit von Sittes geradezu gewalttätigem Inkarnat zu dem eines Lucian Freud oder die Erbschaft, die Neo Rauch über die Liebe zum Grotesken bei ihm angetreten hat. In der knallweiß gestrichenen großen Ausstellungsbox im Obergeschoss, dem furiosen Finale, hängt ein Dutzend Monumentalbilder aus allen Schaffensphasen – teilweise in derselben Konstellation wie bei der Retrospektive von 1971 –, doch alles sieht man neu, weil man den Parcours durch Sittes Persönlichkeit und Politikverständnis hinter sich hat. Dass die Ausstellung just am Wochenende öffnet, an dem Halle die Feierlichkeiten zum Tag der Deutschen Einheit ausrichtet, ist ein Coup: In diesem Maler der deutschen Zwietracht spiegelt sich das Doppelspiel unserer Nation seit 1945. Man schaut und staunt und lernt. Und hin und wieder sogar Kopf hoch. ANDREAS PLATTHAUS

Sittes Welt. Willi Sittes – Die Retrospektive. Im Museum Moritzburg, Halle; bis zum 9. Januar 2022. Der kiloschwere ausgezeichnete Katalog (Verlag E.A. Seemann) kostet 45 Euro. Am 6. Oktober erscheint zudem Thomas Bauer-Friedrichs und Paul Kaisers aus ihren Recherchen zur Ausstellung entstandene biographische Publikation „Willi Sittes – Maler und Funktionär“ (im Museum 27 Euro, sonst 36 Euro). Und vom 10. bis zum 12. November wird in der Leopoldina Halle eine wissenschaftliche Tagung zu Sittes Leben stattfinden.



Kapitale Kunst

Von Ursula Scheer

Damit hat das Museum für moderne Kunst in Aalborg nicht gerechnet: Nur leihweise wollte es dem dänischen Künstler Jens Haaning 530000 Kronen überlassen, umgerechnet 70000 Euro. Mit den Scheinen sollte er Neufassungen früherer Werke fertigen, zwei Collagen aus Banknoten, die das Durchschnittseinkommen in Dänemark und in Österreich repräsentierten. Einen Beitrag zur Diskussion um Kultur und Markt, den Wert der Dinge, der Arbeit und der Imagination sollte das Ensemble in der Schau „Work it Out“ leisten. Fans des „Tatortreiners“ hätten sich an die Episode erinnert fühlen können, in der „Schotty“ den White Cube einer Galerie ausputzt. Ein verkamtes Genie hat dort eine Schießerei provoziert. Mittendrin: ein Kunstwerk aus Geldscheinen und eine Fünfeuronote, die mehr wert ist, als draufsteht. *Pecunia non olet*, aber ganz sauber scheint dem Tatortreiner zufolge in Kunstkreisen kaum einer oder etwas zu sein. Mehr als Comedy hatte Haaning im Sinn. Er dachte sich, dass er zwar Kunst aus viel Geld gemacht hatte, aber viel zu wenig Geld mit seiner Kunst. Also strich er die als Arbeitsmaterial ausgegebene Summe ein und lieferte zwei leere Bilderrahmen ab. „Take the Money and Run“ heiße das Ganze, nimm das Geld und renne. „Das Kunstwerk ist, dass ich das Geld genommen habe“, sagt Haaning. Das sei kein Diebstahl, sondern Vertragsbruch und Konzept. Er ermutige alle, die unter miesen Bedingungen arbeiten wie er, es ihm gleichzutun. 1345 Euro plus Ausstellungsprämie soll das Museum für die Erstellung der Arbeiten gezahlt haben. Mehr als das Doppelte hätte er, sagt Haaning, zur Fertigung zuschießen müssen. Für seine Aktion dürfte ihm die Sympathie zahlloser Kulturschaffender gewiss sein, die kaum über die Runden kommen, wo doch der Kunstmarkt vor Kapitalkraft kaum gehen kann und mit Geldwerten spielende Konzeptkunst-Stunts für Furore sorgen. Schon Andy Warhol wusste, wie wundersame Geldvermehrung durch Kunstverwertung geht, als er 1976 Zweidollarmoten signierte. Damien Hirst spielt Kunstwucher mit heutigen Mitteln: In seinem Projekt „The Currency“ (die Währung) gibt er Papierarbeiten als Spekulationsware aus, die gegen körperlose Besitztstitel in der Blockchain, NFTs, getauscht werden können – worauf das physische Werk vernichtet wird. Das materielle Nichts als Objekt materialistischer Begierde: So etwas funktioniert nur qua gesellschaftliche Übereinkunft. Im Sommer sorgte der Italiener Salvatore Garau für Wirbel, als er auf den Spuren Yves Kleins mit dessen „immateriellen Bildern“ eine „nicht sichtbare Skulptur“ für 15000 Euro verkaufte. Das Museum in Aalborg scheint wenig Sinn für solch geistreiche Nichtigkeit zu haben. Bis zum Ausstellungsende dürfe Haaning das geliehene Geld behalten. Danach wolle man die „notwendigen Maßnahmen“ ergreifen, damit er es zurückgibt.

Kempowski-Preis für Kurt Drawert

Der Darmstädter Autor Kurt Drawert, geboren 1956 in Hennigsdorf, erhält den Walter Kempowski Preis für biografische Literatur. In Büchern wie „Spiegelland“ oder jüngst „Dresden – Die zweite Zeit“ habe Drawert eine literarisch produktive Strategie der Sprachverweigerung entwickelt, begründete die Jury ihre Wahl für den bereits vielfach, unter anderem mit dem Leonce- und Lena-Preis, ausgezeichneten Autor. Der „existenzielle Zweifel an Sprache, die schließlich jedem, und auch der Gewalt dient“, präge „bis heute Lyrik und Prosa des Autors“; verbunden sei das mit „Selbstzweifel und schonungslosem Betrachten“. Der Preis, der Literatur auszeichnet, die Auswirkungen der Zeitgeschichte auf die individuelle Biographie darstellt, wird vom Land Niedersachsen alternierend zum Nicolas-Born-Preis verliehen. Er ist mit 20000 Euro dotiert und mit einer Lesereise durch die niedersächsischen Literaturhäuser verbunden. Vor Kurt Drawert war der Autor Jochen Schimmang mit dem 2019 erstmals vergebenen Preis bedacht worden. F.A.Z.